

bensumstände, religiös-kulturellen Hintergründe und theologischen Absichten des Hagiographen in ein historisch stimmiges, aber anschaulich und spannend erzähltes Szenario zu gießen. Obwohl die breiten Kenntnisse und die gutgemeinte Absicht von Sch. zu würdigen sind, konnte mich die Lektüre weder bibelwissenschaftlich noch literarisch wirklich zufriedenstellen: Allzu unverblümt werden nämlich durchwegs moderne Fragestellungen (etwa: Wie gehen *wir heute* mit dem Wiederverheiratsverbot, der Israeltheologie und der antipharisäischen Polemik, den harten Gerichtsworten, der Menschensohn-Christologie, dem Blutverantwortungsruf des jüdischen Volkes, dem Auferweckungsglauben etc. im MtEv um?) von fiktiv-antiken Personen diskutiert und im heutigen Sinn beantwortet. Und das wirkt dann m.E. auf weite Strecken so, als ob ein heutiges Matthäus-Seminar in *historischer Maskerade* abgehalten wird. Die historische Bewusstseinslage der an der Entstehung beteiligten Personen wird aber weder ansichtig noch dem modernen Betrachter als Gesprächsgegenüber, an dem man sich produktiv reiben könnte, angeboten. (Nicht, dass bewusste Anachronismen nicht als literarisches Mittel eingesetzt werden dürften, nur müsste dies mit viel mehr Ironie und Doppelbödigkeit geschehen. Mein persönliche Folgerung aus diesem Versuch: Wenn Bibelwissenschaft, dann eben Bibelwissenschaft – als historische Fragestellung in bewusst modernem und theologischem Problemhorizont; wenn historischer Roman, dann lieber gleich *Ben Hur* oder *Quo Vadis*...).

Die Grundannahmen der Erzählung, die übrigens auch in einem eigenen Anmerkungsteil ausgewiesen und vorgestellt werden: Matthäus ist bei Sch. ein heidenchristlicher (!) Großkaufmann aus Antiochia. (Sein naher Bezug zum Judentum rührt von seiner Ehe mit einer – sehr resolut und sympathisch gezeichneten – Jüdin her, die so intensiv mitarbeitet, dass das MtEv eigentlich eine Koproduktion des Paares ist.) Als Quellen verwendet er das vorliegende Markusevangelium, die Logienquelle und einzelne Traditionen, die ihm von Freunden und Gönnern vermittelt werden. Er schreibt um 90 n.Chr., als es in seiner Kirche bereits deutlich „frühkatholische“ Tendenzen gibt, die ein allgemeines Leitungsamt mit Berufung auf Petrus einführen wollen. (Matthäus widersetzt sich dieser Tendenz, die durch seinen innergemeindlichen Gegner Ignatius, den späteren Bischof von Antiochia, repräsentiert ist. Dieser Ignatius ‚zitiert‘ übrigens nicht nur seine eigenen Briefe, sondern auch die späteren Konzilien und sogar den Katechismus der katholischen Kirche von 1993!) Die Briefe und die Theologie des Paulus (!) und die johanneische Tradition

kennt und benützt er, wenn schon nicht in seinem Evangelium, so doch in den theologischen Diskussionen darüber. – Viele der Annahmen und Auslegungen kann ich teilen, über manches muss man diskutieren, manches sehe ich anders. In einem Themenfeld hat Sch. m.E. aber wirklich daneben gegriffen: Wiewohl seine *theologische* Auslegung des urchristlichen Auferweckungsglaubens Richtiges trifft, sind die fiktiven Überlegungen und inneren Monologe des Evangelisten zum Thema „Wie kam es zum Osterglauben?“ (108–117; inklusive der Jesus-in-Indien-Theorie und der Überlegungen zu dem, was „Halluzination“ bedeutet, Anm. 111) für einen antiken Menschen absolut deplatziert und verzerren das Bild dergestalt, dass ich mich über diese Form des Anachronismus wirklich geärgert habe.

Also: Ein kenntnisreich geschriebenes Buch, ein nicht uninteressanter Versuch, der mich persönlich in seiner Durchführung aber überhaupt nicht überzeugte.

Linz

Christoph Niemand

---

## DOGMA T I K

---

■ KUNZLER MICHAEL, *Amen, wir glauben*. Eine Laiendogmatik nach dem Leitfaden des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Bonifatius, Paderborn 1998. (696) Geb. DM 59,80/ S 437,-/sFr 56,80.

Mit „Ich glaube – Amen“ hatte 1968 Joseph Ratzinger die Einführung in seine Vorlesungen über das Apostolicum überschrieben. Der Autor, Jahrgang 1951, Inhaber des Lehrstuhles für Liturgiewissenschaft an der Universität Paderborn mit den Riten des östlichen Christentums als einem der Schwerpunkte, widmet das wissenschaftlich unterbaute, kompensiöse Lesebuch „Menschen guten Willens, die Zugänge zum Glauben der Christen suchen“ (17), um „seine möglicherweise völlig unbekannten und darum auch nicht erwarteten Reichtümer zu erschließen“ (664).

Viel ist zu loben. Etwas wahllos herausgegriffen: der geistesgeschichtliche Kontext; viele Ein- und Durchblicke samt guten sprachlichen Prägnanzen; die Kritik an Hasenhüttl, Ohlig und Küng. Originell ist die Einfügung von Liedern samt Noten. Unübersehbar positiv ist der Tenor des Buches: Leben als Schlüsselbegriff, „überborden des Leben“ im dreieinen Gott. Erst recht zu begrüßen ist die Erschließung des Glaubens aus Blickwinkeln des östlichen Christentums, etwa von der Verklärung her. Dem Ökumenismus sollte eine solche Einbindung nur willkommen sein.

Jedoch müssen auch Anfragen erlaubt sein. Es wären deren viele. Etwas breiige Redundanzen ergeben sich vermutlich aus der meditativen Zielsetzung. Untertitel wären hilfreich. Der Leser muss sich wiederholt an negative Pauschalurteile, logisch bekanntlich verpönt, gewöhnen: zum Beispiel an das über den „Popanz eines aufgeblasenen Justizapparates und der ganzen menschlichen Rechtssprechung“ (531). Lässt 1968 grüßen? Dass das Christkönigsfest Ersatz der Monarchien durch die Hypermonarchie Christi des Königs und ohne jedes Fundament in der Frömmigkeit des christlichen Volkes gewesen sein soll (304ff), kam uns in der NS-Zeit nie zum Bewusstsein; wohl aber waren die Feierstunden vor allem der Jugend ein gefährliches Bekenntnis, dass Jesus Herr ist, nicht Hitler. Es war biblisch fundierte Herrschaftskritik.

In der Einbindung der Orthodoxie ist die Tendenz spürbar, die ostkirchliche Sicht als strahlend überlegene Lösung der Probleme wie eine Ikone darzustellen, die westkirchliche aber zu entstellen. Wenn ein orthodoxer Lieblingsautor, ein gewisser Christos Yannaras, zu Worte kommt, behauptet er schier jedesmal das geistesgeschichtlich und theologisch unausweichliche Münden des Westens in den Tod Gottes, in Nihilismus und Atheismus. Bereits die Gotik sei auf dem Weg in den bösen Rationalismus: „eine zu Stein gewordene Orgie von Logik und abstrakter Mathematik“, analog zur Gotik die Theologische Summe des Thomas (30). Immerhin ließe sich der Polemik gegen das „filioque“ mit dem oft zitierten Urs von Balthasar eine „Tyrannei des rein monarchischen Vaters“ entgegenhalten, „dessen zwei Hände (Sohn und Geist, J.S.) nichts anderes zu tun haben, als seine Befehle auszuführen“ (Theologik III,196) – den Atheismus erst recht unausweichlich postulierend! Nicht nur die Macht des unitarischen Gottes ist bedrohlich.

Bei aller berechtigten Kritik an der westlichen Trinitätstheologie wäre ein komplementäres Denken angebracht, dass man nämlich „über eine Konvergenz zweier weltlich nicht integrierbarer Trinitätsbilder, die gemeinsam über sich emporweisen, nicht hinauskommen kann. Das interpersonale Modell kann die substantielle Einheit Gottes nicht erreichen, das innerpersonale Modell das reale und bleibende Gegenüber der Hypostasen in Gott nicht darstellen“ (ders., Theologik II,35). Wer von abendländischen modalistischen Tendenzen redet, sollte auch gegenüber eigenen tritheistischen wachsam sein.

Ein anderer Komplex: die abendländische Satisfaktionslehre. Anselm und den Reformatoren bleibt nichts erspart. Gern folgt man dem Autor auf weite Strecken. Es fehlt aber die intensive

Suche nach dem biblisch und theologisch harten Kern. Also eine „veräußerlichte Satisfaktionslehre, Anselm missverstehend“ (ders., *Pneuma und Institution* 401)? Von deren Verurteilung wird auch der Gekreuzigte des Isenheimer Altars getroffen. (Er war von den Antonitern als Hochaltarbild für die unter den Krämpfen der Mutterkornvergiftung furchtbar Leidenden bestimmt.) Und mitgetroffen ist die ganze abendländische Kreuzesfrömmigkeit. Der Gekreuzigte der Gotik sei ein Abfall vom Sieger der Ostkirche. (Hinter dem Gekreuzigten von Isenheim, auf der zweiten Schauseite, leuchtet die Auferstehung Christi, der Sieg des Lichtes über die Finsternis, des Lebens über den Tod; von dieser Auferstehung heißt es, sie sei die herrlichste der Welt.) Bleibt nicht Kunzler (nur er?) hinter dem Kreuz Christi und damit hinter der immer drängenderen Theodizeefrage zurück? In seinen Texten lässt sich „Kreuz“ meist durch „Tod“ ersetzen. Zwischen Tod und Tod am Kreuz liegen aber Welten – und noch größere zwischen Tod am Kreuz und dem Tod des geliebten Sohnes Gottes am Kreuz. Wiederum statt Konkurrenz Komplementarität?

Linz

Johannes Singer

■ LONERGAN BERNARD J.F., *Gnade und Freiheit*. Die operative Gnade im Denken des hl. Thomas von Aquin. Übersetzt und herausgegeben von Philippe H. Fluri und Giovanni B. Sala SJ. (STS, Bd 8) Tyrolia, Innsbruck-Wien 1998. (187) Kart. S 248,-/DM 34,-/sFr 32,50.

Mit dieser Veröffentlichung wird eine wichtige Studie des bekannten Theologen *Bernard Lonergan SJ* (1904–1984), die 1942 an der Gregoriana in Rom als Dissertation eingereicht wurde, erstmals im deutschsprachigen Raum vorgestellt.

Lonergans Untersuchung setzt sich mit der Frage des Thomas von Aquin auseinander: „Utrum gratia dividatur convenienter in gratiam operantem et cooperantem“ (In II Sent., d. 26, q. 1, a. 5). Es geht dabei um eine Kontroverse, die bis auf Augustinus' Streit mit den Pelagianern zurückreicht: Wie kann die Kontingenz der menschlichen Akte mit der absoluten Wirksamkeit der Gnade Gottes vermittelt werden (vgl. 133)? Lonergan erweist sich als genauer Interpret der Texte des Thomas, führt aber die detaillierten Untersuchungen über das Wesen der „operativen Gnade“ (das heißt der Gesamtheit der „habituellen Gnaden ...“, die im Augenblick der Rechtfertigung eingegossen werden“ [61]), immer wieder auf den größeren theologischen Zusammenhang von Freiheit und Gnade zurück.

Thomas von Aquins Verständnis der Freiheit wird von Lonergan als integrale Synthese einer längeren theologischen Tradition dargestellt